



Forschung & Lehre

8/2005

Armin Nassehi

Die Universität - ein Forscherparadies?

Die Einheit von Forschung und Lehre und das historische Selbstmißverständnis eines beliebten Arguments

Ob die Universität ein Forscherparadies ist? Nun, man könnte sich zunächst herausreden, daß es im Paradies wohl keiner Forschung bedürfte, da sich dort alles fügt und Erkenntnis ohnehin unter Strafe stand. Insofern ist Forschung schon selbst ein Krisenphänomen. Umgekehrt ließe sich auch vermuten, daß Universitäten tatsächlich alsbald zu Paradiesen mutieren, steht doch Forschung dort mitnichten an erster Stelle der Erwartungen, die an eine moderne Universität gestellt werden. Möglichst schnelle und effiziente Ausbildung und nachfrageorientierte Produktion von Fertigkeiten sind es, die in den Zielvereinbarungen stehen, die sich Universitäten von der politischen Administration ebenso gefallen lassen müssen wie von künftigen Arbeitgebern ihrer Absolventen – als gäbe es den eindeutigen Zusammenhang zwischen Studienordnung und Berufserfolg überhaupt. So einfach ist die Welt nicht – nicht einmal im erkenntnis-/forschungsfreien Paradies. Daß offenbar niemand die Potenz einer wissenschaftlichen Ausbildung im Unterschied zu angewandten Fachhochschulstudien ohne schlechtes Gewissen formulieren kann, bringt uns dem Paradies tatsächlich näher. Es gibt dann nichts zu forschen, da sich alles fügt.

Das bürgerliche Vorbild

Aus der Perspektive eines Universitätslehrers bleibt dann tatsächlich nur das übliche verdächtige Argument, ohne das wohl keine schöngeistige Erörterung über unsere und in unseren Bildungstempeln auskommt: auf die Einheit von Lehre und Forschung zu pochen. Doch dieses Argument ist ebenso üblich, wie es demjenigen verdächtig sein müßte, der weiß, was damit historisch aufgerufen wird. Gemeint ist jene Preussische Universitätsreform

zwischen 1809 und 1819, die mit dem Namen Wilhelm von Humboldts verbunden wird. Es war Johann Gottlieb Fichte, der als erster Rektor der Berliner Universität die „Charakterbildung“ als zentralen Bildungsinhalt pries. Man irre, „wenn man in einer Akademie bloß eine Schule der Wissenschaften zu erblicken glaubt“. Es war eine bürgerliche Kontextur von kosmopolitischer Weitsicht und nationalem Selbstbewußtsein, von ganzheitlicher Persönlichkeitsbildung im Sinne Schellings und ästhetischer Selbstkritik der Vernunft, wie Schiller sie einige Jahre zuvor in Jena formuliert hat. Es war die Welt Schleiermachers, der gegen Fichte die Unabhängigkeit der reformierten Universität vom preussischen Staat forderte. Und es war eine Welt, in der sich jene bürgerliche Lebensform als distinkte Lebensform etablierte. Sie hat zwar die Idee der (eben: bürgerlichen) „Gesellschaft“ hervorgebracht, galt aber keineswegs für die Gesellschaft als ganze, sondern vor allem der Selbstbeschreibung einer gesellschaftlichen Trägergruppe mit Deutungsmonopol – zumindest in Deutschland. Das Besondere bürgerlicher Werte waren nicht die Werte an sich, sondern ihre Bindung an Motive, an den Willen des Bürgers, an sein Gewissen, das entsprechend säkularisiert gleich miterfunden wurde. Nicht Notwendigkeiten wurden reduziert, die Hegelsche Einsicht in diese war das entscheidende Prinzip. All das findet stets und permanent im Horizont unvernünftiger Entscheidungen, im Horizont des Scheiterns und als Teil einer je individuellen (Bildungs-)Geschichte statt. Die Freiheit des Bürgers, seine Subjektivität, also seine Konzentration auf erzähl- und argumentierbare Motive, machte es möglich, zu wollen, was man soll. Vielleicht ist das das entscheidende empirische Charakteristikum, das der theoretischen Figur des vernünftigen Subjekts entspricht, das so frei ist, daß es nicht einfach tut, was es will, auch nicht einfach tut, was es soll, sondern will, was es aus Vernunftgründen soll. Vor allem die Philosophische Fakultät galt als der Raum, der sich so in seiner paradoxen Form des Nutzens der Nutzlosigkeit als eine zentrale Selbstbeschreibungsinanz der bürgerlichen Gesellschaft etablierte und in der Humboldtschen Idee der dialogisch-platonischen Gemeinschaft von Lernenden und Lehrenden eine Gesellschaft reflektierte, die es nicht mehr gibt (und vielleicht nie gab).

Daß diese Welt der Fichtes und Schellings, der Schleiermachers und Humboldts vorbei ist, ist nicht schwer zu begreifen. Es gibt nicht mehr jene bürgerliche Gesellschaft, die sich einerseits durch Leistung, andererseits durch offensive historische Ortsbestimmung jenes Selbstbewußtsein verschaffte, das sogar die vormalige Weltontologie philosophisch durch die Erfahrung der Welt über den Umweg des (Selbst-)Bewußtseins abgelöst hat. Ferner haben Universitäten heute eine völlig andere Funktion und eine völlig andere Klientel als jene Universitätsidee um 1800. Heute lebt die Universität von der Akademisierung der Berufe, nicht mehr von der Verberuflichung des Akademischen.

Amerikanische Lektionen

Wenn man nun so nicht weiter kommt, findet sich unter den üblichen verdächtigen Argumenten dann ersatzweise der Hinweis, daß die großen US-amerikanischen Universitätsgründungen zum Ende des 19. Jahrhunderts sich dem Humboldtschen Bildungsideal verschrieben hätten. Aber auch dieses Argument gebricht. Diese Universitätsgründungen von Industriemillionären (z.B. Stanford) waren nicht Gründungen eines Staates, dem Hegel (in guter Europäischer Tradition übrigens) ein Jahrzehnt nach der Preussischen Reform bescheinigte, die „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ zu sein – wie unvollkommen diese Wirklichkeit vor der Idee auch immer sich zeige. Im bürgerlichen Preussen war das Gegenbild zur universitären Freiheit der „Brotgelehrte“, also derjenige, der den Selbstzweck der Bildung an den Beruf und sein Aus- und Einkommen verrät. Das Gegenbild zum angemessenen Wissenserwerb im pragmatischen (und sozialwissenschaftlich dann auch nicht umsonst pragmatistischen) Amerika war ein Wissen, das nicht durch Forschung gedeckt war, war Wissen aus zweiter Hand. Diese Einheit von Forschung und

Lehre haben die amerikanischen Spitzenuniversitäten beerbt – und diese Lektion, nicht die der unangemessenen Verwertungsorientierung der Wissenschaft, hat uns der ehemalige Präsident der Stanford University, Gerhard Casper, im Januar 2005 in seinen „Berliner Lektionen“ erteilt. Nicht der bildungsbürgerliche Affekt gegen die Nützlichkeit des Wissens begründet hier die Einheit von Forschung und Lehre, sondern das Qualitätskriterium einer Form des Lernens, die sich nur durch unmittelbare Beobachtung der Forschung einstellen kann.

Diese lange Vorrede ist vonnöten, um angemessen begründen zu können, warum sich für mich als Universitätsprofessor – mit einer Ausbildung an einer philosophischen Fakultät mit den Fächern Soziologie und Philosophie übrigens – auch heute noch die Frage des Verhältnisses von Forschung und Lehre als das Kriterium für die Qualität einer universitären Ausbildung, aber auch für die Forschung selbst darstellt. Nur eine Lehre, die sich aus eigener Forschung speist, die nicht einfach Ergebnisse wiedergibt, sondern den Weg von der Frage über die Forschung zum Ergebnis nachzeichnet, kann sich eine wissenschaftliche Ausbildung nennen. Aber auch nur eine Forschung, die sich auch vor einem wissenschaftlichen Publikum bewähren kann, die sich präsentierbar macht, die in der Kommunikation gelingen kann, wird jene Wirkung erzielen können, die für jeden Wissenschaftler das eigentliche Movens des Forschens ist. Das studentische Publikum ist nur eines unter möglichen Publika. Andere sind die Fachöffentlichkeit, Teilnehmer von Konferenzen oder Kollegen gemeinsamer Arbeitsgruppen. Aber bisweilen sind Studierende das Publikum, das am wenigsten in der Lage ist, über jene Unebenheiten hinweg zu sehen, die sich immer einstellen, wenn man seine Ergebnisse kommunikativ präsentierbar machen will. Ein Forscherparadies kann die Universität freilich nur dann sein, wenn sie sich auf eine Form der Lehre kapriziert, die Studierende weder als Schüler noch als Kunden anspricht, sondern als (potentielle) Wissenschaftler.

Forschung gegen Lehreffizienz

Zugleich bedarf es freilich der Einsicht, daß eine Universität ihre universitären Aufgaben nur dann erfüllen kann, wenn sie Zeitbudgets für die Forschung, auch Zeitbudgets für das forschende Lernen zur Verfügung stellt. Mit der Effizienzmaschinerie schneller und verschulter Studiengänge, mit der unsinnigen Exzellenzrhetorik politischer Forschungsvorgaben und nicht zuletzt mit der Unterausstattung der Universitäten wird sich die Einheit von Forschung und Lehre nicht wirklich produktiv einstellen können. Forschung findet an Universitäten, so meine Erfahrung und meine Beobachtung in verschiedenen Fächern, fast neben dem Universitätsbetrieb statt und muß offensichtlich gegen eine Lehreffizienz ausgespielt werden, die niemandem nützt: den Absolventen nicht, den Forschern nicht und der Berufsrelevanz universitärer Ausbildung erst recht nicht. Denn nur eine universitäre Ausbildung, die an „Forscherparadiesen“ stattfindet, wird jene Potenz wissenschaftlicher Ausbildung entfachen, die berufs- und karriererelevanter ist, als es sich fordistische Bildungsplaner nicht einmal in ihren schlimmsten Albträumen ausmalen können.